

Nr. 52. Bromberg, den 4. März 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dritter Teil.

I.

Von der Ostsee her, die Mündung der kaum eisfreien Düna hinauf, vorbei an Festungswerken, an schmalen Waldstreifen, an weiten sprießenwollenden Wiesen vorbei, auf Riga zu strebt in scharfer Fahrt eine helle, weiße, große Yacht. Weißgekleidete Matrosen laufen über das Deck und bereiten alles für eine Landung vor. Und auf der Brücke neben dem Kapitän steht, diesmal wirklich in dickem Ulster, die Reisemütze auf dem Kopf, den Fernstecher umgehängt: John Hill! —

Seine grauen Augen mustern kühl und scharf den ärmlichen, wenig bevölkerten Landstrich, als ob er gleich berechnen müsse, wie weit es sich lohne, hier Tankanlagen für Petroleum zu bauen oder das Land mit einem Netz von Benzin-Tankstationen für den Autoverkehr zu überziehen.

Fabrikanlagen tauchen jetzt auf, doch sie sind ohne Lärm, ohne Leben. Zeugen nur einer früheren besseren, arbeitsreicheren Zeit.

Türme wachsen: Riga — die alte deutsche Hansestadt.

Am Kai vor dem alten Ordensschloß macht die Yacht fest.

Zollbeamte von der Hafenverwaltung mit blauen Käppis und grauen Mänteln dienern das eine über das andere Mal. „Zollbehandlung ...? — Pässe ...?! — „O bitte, bitte ...!" Ein flüchtiger Blick genügt. Tief ist ihnen die Ehrfurcht vor der großen, weißen Yacht aus Newyork in die Glieder gefahren, und es ist ihnen, als müsse das Sternenbanner am Heck nun einen Dollarsegen über ihren armen, kleinen Bauernstaat, über ihr Lettland ausgießen.

Eine andere Gestalt steht wartend noch auf dem Mauerwerk des Kais. Glatt und hager das Gesicht. Weit hängen Mantel und Kleider um ihn herum, wie um ein Kleidergestell: Chester Harris.

Er betritt die Yacht und wird von John Hill empfangen: „Hälloo, Chester Harris! Wie geht es? Was machen die Perser? Hat Sie diesmal keine schöne Hexe bezaubert? Wie ist es mit dem Vertrag? — Wann können wir unterzeichnen? — In einer Stunde? — Das ist gut. Heute abend muß ich weiter!"

Nach einer Stunde sitzen sie in der großen, eichengetäfelten Wohnkabine der Yacht: John Hill, Parker, Chester Harris und drei Perser. Einer der Perser, ein schlanker, schöner Mensch mit brauner Gesichtsfarbe und dunklen, blitzenden Augen hält eine kleine Rede. John Hill lächelt, und in Gedanken überschlägt er, wieviel von den Ölfeldern er nun den Engländern überlassen könnte, und welchen Preis sie ihm dafür zahlen müßten.

Und dann brennt eine Kerze, eine Siegellackstange dampft, brennt und zischt verlöschend. Der Vertrag ist gesiegelt, die Unterschriften werden vollzogen — John Hill hat sein Ziel erreicht!

Ein opulentes Frühstück folgt. Champagner wird gereicht, John Hill selbst aber trinkt nur Wasser. Und Parker sein Sekretär, tüftelt an einer Notiz, durch welche die Öffentlichkeit mit der großen Nachricht überrascht werden soll. Durch die „Newyork Sun", die Zeitung, die John Hill gehört, wird die Welt von dem Vertrag erfahren.

Doch als Parker über den Laufsteg zum Kai hinuntergeht, flucht er plötzlich erschrocken vor sich hin. Auf dem Kai steht ein schlanker Bursche, etwas lässig gekleidet, glattrasiert, mit der unvermeidlichen Hornbrille und dem verschmitztesten Yankee-Lächeln.

„Jackson, damned fellow, was machen Sie hier?"

„O ... mich erkundigen, wie es Mister Hill geht, und was die Perser da oben machen."

„Ich darf Ihnen nichts erzählen, Jackson!"

„O ... macht nichts. — Meine eigene Phantasie ist zuverlässig."

Parker lächelt. Jackson, der Reporter von der „Chikago Tribune", ist mehr als smart. Es wäre vielleicht gut wenn die Tatsache schon heute abend in Paris bekannt würde. Und so sagt er wieder: „Ich darf Ihnen wirklich nichts erzählen, Jackson. Aber — wenn Sie mit mir zum Telegraphenamt fahren wollen, soll es mir recht sein."

Im Auto sitzen beide, und Parker liest seine Notiz noch einmal sorgfältig durch, und wie ein treuer Freund lehnt Jackson an seiner Schulter und liest mit.

Und so kam es, daß, obgleich Parker keinem anderen etwas von dem Vertrag erzählte, es trotzdem schon am Abend in Paris, in der Europa-Ausgabe der „Chicago Tribune", mit allem Drum und Dran zu lesen war, wie und welcher Vertrag zwischen John Hill, dem Präsidenten der „Newyork Oil Company", und Persien unterzeichnet worden war.

Und so kam es auch, daß am nächsten Morgen, als Felicitas Böse die Linden heraufkam, um ins Bureau zu gehen, sie plötzlich vor einem kleinen Zeitungsladen stehen blieb, gebannt durch eine ausgehängte Nummer der Pariser Ausgabe der „Chicago Tribune".

Wie eine Meute wilder Hunde springt es sie an — bellt ihr entgegen: große schwarze Buchstaben auf der ersten Seite der Zeitung:

John Hill plötzlich in Europa!

Die Bombe in der Erdölindustrie!

John Hill schließt mit den Persern den großen Vertrag!

Und unter den dicken Überschriften nur ein kurzer Text. Doch er genügt, um sie wissen zu lassen, daß alles vergeblich gewesen, daß ihr junger Chef umsonst gearbeitet und gehofft hat.

Und auch ein Bild im Text: das faltige, schlaue Yankee-Gesicht John Hills unter einer flachen Reisemütze. Eines der seltenen wahren Bilder John Hills. Felicitas Böse

haßt dieses Gesicht, haßt John Hill, aus dem tiefsten Grunde ihres liebenden Herzens — um der zerstörten Hoffnungen ihres Chefs willen.

Zitternd öffnet sie die Tür des Zeitungsladens und ersteht die unheilschwere Nummer. Und dann eilt sie die Linden hinauf, ihrem Kontor zu, doch immer langsamer, zaghafter wird ihr Schritt. Die Nachricht, die sie bringen will, ist ja keine Freudenbotschaft, bedeutet Enttäuschung, schlimmste Enttäuschung . . .

11.

Felicitas saß in ihrem Zimmer vor dem Schreibtisch, die Hände gegen die Schläfen gepreßt. Zuviel war in der letzten Zeit auf sie eingestürmt: das Liebeswerben Mirza Ahmeds — die Erkenntnis ihrer Liebe zu Alexander Huene — dazu das schwere Erleben mit der fremden schönen Frau, die sie nicht mehr wiedergesehen — von der sie nur noch ein kurzes Brieflein erhalten. Und jenes Brieflein lautete:

Fee! Kleine glückbringende Fee!

An Deiner Wiege müssen Engel gestanden haben. Ich fühle es. Halte fest an Deiner Liebe. Ich würde ihn keiner anderen gönnen, nur Dir. Vielleicht gesundet er von dem Schmerz, den ich ihm verursacht habe. Vielleicht kann er Dich liebgewinnen. Und dann halte ihn. Ich bete für Euch beide.

Xenia."

Felicitas lächelte schmerzlich: Gott ja, lieb hatte sie ihn, über alle Maßen. Aber sie konnte doch nicht hingehen zu ihm und sagen: Vergiß die andere — ich liebe dich! — Sie — sein Tippfräulein! Nein, sie mußte das Geschick walten lassen und warten, bis es ihr freundlich gesinnt war. Aber die Augen, das Herz offen halten, das wollte sie.

Die großen Buchstaben vor ihr in der „Chicago Tribune" bellten und bissen von neuem. Und drinnen im Chefkabinett saß abermals Mirza Ahmed — sie hatte es vom Pagen Fritz erfahren. Was wollte Mirza Ahmed wieder?! Neue Vorschläge machen? Jetzt, wo doch schon alles beendet war? Meinte es Mirza Ahmed überhaupt aufrichtig?

Mit kurzem Entschluß ergriff sie den Hörer, läutete zu Alexander Huene hinein und bat ihn, auf einen Augenblick hinauszukommen.

Alexander Huene trat ins Zimmer. Er war wenig verändert seit dem Tage, da er nach jenem schwermütiglustigen Abend gleichfalls einen Brief von Xenia Tsaturowa erhalten hatte. Nur wenige Zeilen waren es gewesen, furchtbare Zeilen, von denen jedes Wort wie unenträtselbares, lähmendes Geheimnis wirkte.

„Liebster!

Dank, Dank, ewigen Dank für Deine Treue, für Deine Liebe! Suche mich zu vergessen. Es herrscht ein Unstern über uns Frauen des neuen Rußlands. Aber wisse, ich habe Dich geliebt wie niemanden zuvor und wie ich niemanden nachher lieben werde. Und doch habe ich Dich nicht genug liebgehabt. Und dafür bin ich bestraft worden. Aber ich würde es nicht ertragen können, wenn Du mich ver — —"

Hier brach der Brief ab, als ob die Schreiberin nicht mehr die Kraft besessen, ihn zu vollenden.

Huene war damals nach Dahlem gestürmt — darauf zur russischen Botschaft — um nur noch zu erfahren, daß die Botschaftsrätin Xenia Grigorjewna Tsaturowa nach Moskau abgereist wäre.

Der Ansatz zu den Leidensfalten um seinen Mund war seit jenem Tage wieder schärfer geworden, die Augen lagen tiefer in den Höhlen. Doch im täglichen Umgang war er gleichmäßig freundlich und höflich geblieben.

Und so sagte er auch jetzt zu Felicitas in freundlich-scherzendem Tone: „Nun, was hat denn meine gute Fee mir besonders Wichtiges mitzuteilen?"

Stumm, vor Erregung zitternd, wies Felicitas auf die Zeitung. Und nun las auch er, immer wieder mußte er lesen, bis er begriff. Seine Hand fuhr über die Stirn.

„Überraschungen des Geschäftslebens!" sagte er. „Davor ist niemand sicher, Fräulein Böse!"

Er nahm aber die Zeitung mit und ging in sein Kabinett zurück.

Weit in seinen Armstuhl zurückgelehnt, sagte Alexander Huene zu dem gelassen an seiner Zigarette saugenden Mirza Ahmed: „Sind Ihre neuen Vorschläge wirklich ernst zu nehmen, Prinz?"

„Ich wüßte nicht, was Sie zu dieser Frage berechtigt, Baron!"

„Nichts weiter, als die Nachricht in dieser Zeitung!" Und damit reichte er Mirza Ahmed die Nummer der „Chicago Tribune" und wies auf die Nachricht über den Abschluß des Vertrages zwischen John Hill und Persien.

Das dunkle Gesicht Mirza Ahmeds wurde um einen Schatten bleicher. Hastig rauchte er ein paar Züge aus seiner Zigarette und warf das Mundstück in den Aschenbecher. Dann sagte er hart, ganz gegen seine sonstige Art höflicher Zuvorkommenheit: „Und wenn nun die Nachricht zutreffen sollte, Baron, Scheinverhandlungen sind im geschäftlichen Leben durchaus keine Seltenheit. Konnten wir annehmen, daß Ihre Gegenvorschläge ernst gemeint waren?"

„Ich verstehe Sie nicht, Prinz!" antwortete Huene schroff.

Mirza Ahmed lächelte: „Schön, Baron! Ich glaube, wir haben beide bona fides gehandelt. Wer aber steht hinter Ihrer Bank? Können Sie mir das endlich sagen? Denn daß Ihre Bank allein ein so großes Objekt in Ausbeutung nehmen konnte, war von uns schwer anzunehmen, so kapitalkräftig Ihre Bank auch sein mag. Wer ist es, für den Sie verhandelten?"

Huene stutzte. Da war es wieder, dieses beklemmende atemraubende Gefühl, das langsam den Rücken emporkroch und sich in Schweißperlen auf die Stirn legen wollte, dieses Gefühl des Verkauftseins, dieses Gefühl, eine willenlose Puppe zu sein in der Hand von unsichtbaren, unerreichbaren Mächten. Er war immer der Meinung gewesen, hinter seiner Bank stände der große holländisch-englische Erdölkonzern. Und seine Anfragen in Amsterdam fanden eher eine wenn auch nur angedeutete Bejahung als eine Verneinung . . .

Da fiel sein Blick auf das Bild in der Zeitung — auf das Bild John Hills! Weit öffneten sich seine Augen: Herrgott! Wo hatte er nur seine fünf Sinne gehabt? Das hagere Yankee-Antlitz, die Falten, die scharfe Nase, die kühlen Augen, obwohl von dem Schirm einer Reisemütze verdeckt . . . Das war ja Brown, der alte Brown, dem er die Knochen gerettet, dem er in Newyork die „heißen Hunde" spendiert . . . und Brown war John Hill . . . Brown war der Erdölkönig — der Vater Maud Hills . . .

Und beide hatten ihn wie einen Narren behandelt, wie eine Puppe tanzen lassen. Laut schallend, grell wie im Krampf, lachte Alexander Huene auf. Dann aber riß er sich zusammen. Was wollte er? Wozu regte er sich auf? Er konnte dem Alten ja nur dankbar sein, daß er ihn sozusagen von der Straße aufgelesen, daß er ihm diese glänzende Stellung gegeben. War er doch Soldat gewesen und verstand, daß es Scheinkämpfe gab, von deren Täuschungszweck die Kämpfenden selber nichts wußten . . .

„Verzeihen Sie, Prinz!" sagte er, sich rasch besinnend. „Eine unerwartete Entdeckung. Man ist immer nicht gleich Herr seiner selbst . . ."

Mirza Ahmed hatte Alexander Huene scharf beobachtet, und als dieser nun sagte: „Nicht wahr, Prinz! Die Weitergabe Ihrer heutigen Vorschläge nach Amsterdam ist wohl überflüssig?", da antwortete er, noch einmal Huene rasch, wie abschätzend unter halbverdeckten Augenlidern her musternd: „Wohl, Baron. Wir werden beide Zeit gebrauchen, um die Überraschung, die uns die „Chicago Tribune" gebracht, zu verarbeiten. Aber nach einer Woche vielleicht — eine Woche ist mitunter in einem Menschenleben eine bedeutungsvolle Frist — dann würde ich Sie gern einmal bei mir sehen. Ich bitte dann um Ihren Besuch, Baron!"

Huene sagte dankend zu. Der Sinn der Worte Mirza Ahmeds blieb ihm unklar. Doch wie unter einem dunklen Zwang konnte er nicht ablehnen.

An einem der nächsten Tage wußte es Mirza Ahmed so einzurichten, daß er Felicitas traf, als sie nach Schluß der Bureaustunden auf die Straße trat.

(Fortsetzung folgt)

Chichen Itza, das Wunder im Urwald.

Eine elf Jahrtausende alte Ruinenstadt in Yucatán.
Von Hans Felix Rocholl.

Es ist nicht ganz einfach, nach Chichen Itza zu gelangen. Hat der Reisende, am besten von Havanna aus, Cozumel vor der Ostküste Yucatáns erreicht, so befördert ihn ein kleiner, schmutziger Küstendampfer nach Progreso, von wo es in einer vorsintflutlichen Eisenbahn durch eine weißverstaubte Landschaft, aus der hier und da ein elendes Mayadorf auftaucht, nach der Provinzialhauptstadt Mérida weitergeht. Dann noch 30 Kilometer durch dichten Urwald auf einem Lastkraftwagen, und man ist in der Wunderstadt Chichen Itza angelangt.

Der erste Anblick ist überwältigend. Überall trifft der Blick auf gigantische Ruinen, zahllose Reste einer auf hoher Stufe stehenden Bau- und Bildhauerkunst, ganze Wälder von Pfeilern und Säulen. Unter den Hügeln ringsum ruhen noch nicht ausgegrabene Tempel und Paläste verborgen, denn heute ist erst ein kleiner Teil der toten Stadt wieder aufgedeckt. Das Ganze wird vom „Kastell" überragt, einer riesenhaften Pyramide, die sich in unbeschreiblicher Großartigkeit scharf gegen den Himmel abhebt. Es ist ein wahrer Berg, der allseits unter einem Winkel von 50 Grad ansteigt und dessen Flanken aus kunstvoll behauenen Steinen bestehen. An jeder Ecke ringelt sich eine Schlange empor, von einer Größe, daß 12 Mann nicht einen der Steinblöcke, aus denen sie verfertigt wurde, heben können. Eine Treppe von gewaltigen Ausmaßen führt gleich einer Leiter in der Mitte jeder Seite in die Höhe, im Norden die große, zehn Meter breite Prunktreppe, am Fuße von zwei riesigen Schlangenhäuptern mit weit aufgerissenen Mäulern, vorspringenden Giftzähnen und gespaltener Zunge flankiert. Die in steinerne Balustrad[illegible]körper erstrecken sich bis zu der 30 Meter hohen Spitze.

Staunen und Bewunderung ergreifen die Beschauer bei dem Gedanken, daß jeder Stein einzeln für sich behauen, jeder Korb voll Erde auf dem Rücken herangeschleppt werden mußte, daß diese Wunderwerke nur mit Steinbeilen und menschlicher Muskelkraft geschaffen wurden. Dies gilt vor allem auch für den Riesenpalast eines der früheren Herrscher, heute „Las Monjas" genannt. Noch sind die Farben der Wandmalereien zu erkennen, noch entzücken uns die Bildhauerarbeiten, noch glänzt der weiße, polierte Estrich im Sonnenlicht.

Und dann Tlachtli, das Stadion des alten Chichen Itza, die Stätte manch hartnäckigen Kampfes. 10 Meter hohe, 40 Meter breite massive Mauern umgeben es in einer Länge von 120 Metern. Die eine Schmalseite krönt der reichgeschnitzte, prächtige Tigertempel. Einst befanden sich an den Seitenmauern große, steinerne Ringe, durch die es einen Gummiball zu treiben galt. Gelegentlich eines solchen Spiels machten die Spanier als erste Europäer die Bekanntschaft mit dem Gummi, der in unserer Zeit eine so überragende Bedeutung in der Weltwirtschaft erlangt hat. In einer altspanischen Beschreibung des erwähnten Spiels heißt es: „Der Ball wird aus dem Safte eines Baumes verfertigt, in den Löcher gebohrt sind, woraus dicke, weiße Tropfen fließen. Nach entsprechender Bearbeitung wird dieser Stoff so hart wie Pech. Die daraus hergestellten Bälle liegen ziemlich schwer in der Hand, aber sie können springen und fliegen."

Es ist kaum zu begreifen, auf welche Weise die Riesenbauten von Chichen Itza einst errichtet werden konnten. Zahllose, um keinen Lohn arbeitende, nur von tiefer Religiosität angetriebene Menschenscharen müssen den hochintelligenten Herrschern und Priestern zur Verfügung gestanden haben. Die Zeit spielte offenbar keine Rolle, man rechnete in Jahrhunderten. Maschinen — außer einfachen Rollen — waren nicht bekannt, auch nicht erforderlich. Konnten zehn Menschen einen Stein nicht fortbewegen, so spannte man eben 20 oder mehr davor. Mit Bohrern aus Holz und Vogelknochen, in Sand und Wasser auf dem Felsen gedreht, wurde letzterer bearbeitet. Nach einer Reihe von Monaten oder Jahren — es kam nicht so genau darauf an — trug der Stein eine Reihe von Löchern. Dort hinein getriebene Holzkeile, mit Wasser übergossen, spalteten ihn auseinander; Quarzhämmer, Meißel aus Feuerstein und unendliche Geduld gaben ihm dann die gewünschte Form. Oder man zog einen Strick durch nassen Sand monatelang über einen Stein hin und her; der härteste ließ sich so haargenau in die gewünschte Form zersägen. Nur kostete es Zeit, aber die hatte man ja. Warum daher eilen?

Das Reiben mit entsprechenden Steinen machte die Blöcke glatt und glänzend. Unter Anleitung von Baumeistern gelangten sie an ihren Platz, Maurer und Polierer rieben so lange, bis der Wunderbau wie Silber gegen das Blau des Himmels abstach. Dann kamen die Künstler mit ihren Feuerstein- und Quarzwerkzeugen, um die unzähligen Verzierungen anzubringen, die noch heute unsere Bewunderung erregen.

In einiger Entfernung von Chichen Itza liegt das Wasserwerk der alten Mayastadt, in dem flußlosen Lande einst von großer Bedeutung. Am Ende eines durch den Urwald führenden Pfades gelangt man an einen Riesenbrunnen, Xtolóc genannt, von 70 Meter Durchmesser, der wie ein Abgrund plötzlich dem Besucher entgegen gähnt. Er steht mit unterirdischen Wasserläufen in Verbindung und trocknet daher nie aus. Tief in den steinernen Rand sieht man noch die Kerben eingeschnitten, wo Jahrhunderte hindurch die Schöpfgefäße an Tauen in die Höhe gezogen wurden. Eine steinerne Treppe, deren Stufen durch zahllose Sandalen und bloße Füße glatt geschliffen wurden, führt zu dem ruhigen, olivfarbenen Wasserspiegel hinab.

Über das Alter von Chichen Itza gehen die Ansichten auseinander. Die vorsichtigste Schätzung nimmt 3000 Jahre an. Wahrscheinlich stammen die Ruinen aber aus weit älterer Zeit, und die Meinung derjenigen, die ihnen elf Jahrtausende zusprechen, dürfte der Wahrheit näher kommen. Fast unbegreiflich bleibt aber in jedem Falle, wie ein so hochstehendes und offenbar auch mächtiges Volk fast spurlos verschwinden konnte.

Allerhand Fastnachtssprüche.

Gesammelt von **Hans Runge.**

Eyn faßtnacht vnd eyn fröhlichkeit,
Eyn schön Weib vnd eyn hübsches kleidt,
Durstige leut vnd guter wein
Solt allzeit beyeinander seyn.

*

Bei einer Nürnberger Fastnacht müssen wenigstens Kaminfeger, Türken und Fledermäuse sein.

*

Halt' so Fastnacht, daß du Ostern eine gute Ostern haben mögest.

*

In der Fastnacht ist alles erlaubt.

*

Kurze Fastnacht — lange Fasten.

*

Keine Fastnacht ist ohne Narren.

*

Wer an Fastnacht lügt, muß sich noch zu Ostern schämen.

*

Mancher helt Faßtnacht mit freuwden
Vnd muß Ostern Hunger leyden.

*

Nach der Fastnacht kommt allzeit die Faste- oder die Marterwoche.

*

Grüne Fastnacht — weiße Ostern.

*

Wenn an Fastnacht die Sonne scheint,
So kommt der Winter nachgegreint.

*

Fastnachtfrost holt sich die alte Mähre zur Kost.

*

Wenn an Fastnacht läuft das Wasser im Wagenreif (Spur),
So wird der Flachs so lang wie 'n Pferdeschweif.

*

Die Fastnacht muß nicht das ganze Jahr währen.

*

Fastenfreier, die sind teuer!

*

Er hat eine wahre Fastnachtsgurgel!

*

Fastnachtsliebe stirbt in den Fasten.

*

An Fastnacht verhungert niemand.

*

An Fastnacht braucht jeder seine Pfanne selber.

*

Auf die übermütige Fastnacht folgt der traurige Aschermittwoch.

*

Fastelnacht ist wohl ein Geck,
Ostern ist ein Eierbeck (Eierschlucker);
Pfingsten ist ein großer Mann,
Sankt Johann fängt der Sommer an.



Bunte Chronik



* **Wollen Sie die Bank von Monte Carlo sprengen?** Ein Herr inserierte seit Monaten in einer in Süd-Schweden erscheinenden Zeitung, daß er jedem die Kunst beibringen könne, die Bank von Monte Carlo zu sprengen. Er behauptete, außer einer zwanzigjährigen praktischen Erfahrung im Besitze eines Geheimsystems zu sein, das die Technik des Spiels in allen Einzelheiten umfaßt. Der Einleitungskurs war phantastisch billig, besonders in Anbetracht der Möglichkeit, bald Millionär zu werden. Er kostete nur 50 Kronen — eine Lappalie für einen zukünftigen Millionär. Allerdings gab es noch einen zweiten Kursus, der noch größere Gewinnchancen versprach, und der bereits mit 125 Kronen zu bezahlen war. Die Interessenten konnten außerdem ein Buch erstehen, ein Werk von 124 Seiten mit zahlreichen Bildern, das sämtliche Geheimnisse der Spielkunst erschloß und das System preisgab, mit dessen Hilfe der berühmte Spielkönig Garzia die Bank von Monte Carlo sprengte und mit einem Schlag sechs Millionen Goldfrank gewann. Dieses Buch kostete allerdings ganze 500 Kronen. Der Inserent hat, der Meldung einer Stockholmer Zeitung zufolge, ein sehr gutes Geschäft gemacht. In kurzer Zeit verdiente er ein Vermögen. Böse Gerüchte wollen aber wissen, daß er mit diesem Gelde nach Monte Carlo gefahren ist, und, allen seinen Systemen zum Trotz, sein ganzes wohlverdientes Kapital bis zum letzten Pfennig verloren hat.

*

* **Eine einzigartige Naturerscheinung.** Vor fünf Jahren ereignete sich an dem 1716 Meter hohen Salzberg Sandling bei dem österreichischen Bad Aussee ein merkwürdiges Naturereignis, indem ein Seitental des den Berg bedeckenden Hochwaldes von einem unter der Gipfelwand hervorbrechenden Schlammstrom vernichtet wurde. Die Oberfläche des wie vom Sturm aufgewühlten Schlammstromes, die nach wenigen Wochen erstarrte, behielt die an 30 cm hohen Wogenkämme bei und wurde dadurch zu einer äußerst interessanten Sehenswürdigkeit. Auch jetzt ist der acht Kilometer lange und bis zu einem Kilometer breite Streifen guten Waldbodens noch immer ganz vegetationslos. Kein Grashalm wächst auf der großen Fläche, und nicht einmal die Ufer des durchfließenden Bächleins zeigen etwas Grünes. Die Geologen haben die Einöde inmitten üppiger Gefilde näher untersucht; Landwirte sowie Forstleute haben Pläne entworfen, um den unfruchtbar gewordenen Boden der Kultur zurückzugewinnen. Der Urbarmachung des erstarrten Schlammstromes stellt sich aber der hohe Salzgehalt des Bodens entgegen; die Kosten würden sehr beträchtlich sein, so daß der Anbau nicht lohnt. Die Bundesforstverwaltung, der das Gebiet gehört, hat noch andere, viel länger brachliegende Waldflächen zu kultivieren; deshalb wird der merkwürdige Schlammstrom, der so phantastisch zwischen dem Wald gebettet liegt, wohl noch geraume Zeit eine Sehenswürdigkeit für Touristen und Fachleute bleiben.

*

* **Ein Kriegsschiff gegen — Mäuse.** Die holländische Regierung hat dieser Tage auf dringendes Ersuchen der Bevölkerung ein Kriegsschiff nach dem holländisch-indischen Inselarchipel von St. Flores, der zu den Sunda-Inseln gehört, entsandt, und zwar zu dem Zweck, die dort aufgetretene Mäuseplage zu bekämpfen. Man ist vielleicht geneigt, diese Meldung für einen verfrühten April- oder für einen Faschingsulk zu halten, denn daß ein Kriegsschiff zum Kampf gegen die Mäuse entsandt wird, klingt doch etwas unwahrscheinlich. Die Nachrichten, die aus St. Flores kommen, lauten aber tatsächlich sehr ernst, und ein schnelles und energisches Eingreifen scheint geboten. Nach den vorliegenden Meldungen ist die Inselgruppe von einer förmlichen Mäuseüberschwemmung heimgesucht. Unabsehbare Scharen der langgeschwänzten Nager sind aus den Urwäldern in die bewohnten Ortschaften vorgedrungen und haben auf Meilen hinaus die gesamte Vegetation sowie alle Erntevorräte vernichtet. Die Bewohner haben in die Wälder flüchten müssen, weil die hungrigen Tiere, als sie keine Nahrung mehr fanden, auch die Menschen nachts im Schlaf angriffen und eine Anzahl kleiner Kinder töteten.

*

* **Der ärmste Mann am Orte wird gesucht.** Der Großgrundbesitzer Jean Förster in Brounitkew war zeitlebens ein Sonderling, und so wunderten sich seine Landleute nicht allzusehr, als sie von seinem sonderbaren Testament erfuhren: Das Gesamtvermögen des schwerreichen Junggesellen sollte dem nachweisbar ärmsten Manne am Orte zufallen. Was blieb da dem hochwohllöblichen Magistrat übrig, als durch eine Sonderkommission den solchermaßen gekennzeichneten Erben zu ermitteln? Die Herren riefen also die Ortsarmen im Rathause zusammen und unterzogen sie einer eingehenden Musterung. Man ließ sich durch schäbige Kleidung und verhungerte Gesichter nicht „blenden" und untersuchte jeden Einzelfall nach bestem Wissen und Gewissen. Die nicht gerade appetitliche Arbeit nahm volle acht Tage in Anspruch; aus dem sonderbaren Wettbewerb ging der Schweinehirt Paul Settl als Sieger hervor. Der Mann hat niemals in seinem Leben auch nur einen Pfennig Geld in die Hand bekommen, verrichtete seine sogar recht verantwortungsvolle Arbeit lediglich für Nahrung, die in der Hauptsache aus Maiskolben bestand, und trug phantastische Fetzen statt der Kleider. Auch eine Wohnung durfte das arme Würmlein niemals sein eigen nennen; er schlief Sommer und Winter auf der Mutter Erde und deckte sich selbst bei der stärksten Kälte nur mit Ästen und Strohabfällen zu. Das war nun zweifellos ein ganz außergewöhnlicher Fall. Kein Wunder, daß der Glückspeter Paul sich nicht allzuleicht mit der plötzlichen Veränderung seines Lebens abfand und die ersten Stunden nach Erledigung der Formalitäten dem „schon immer stark vermißten" Alkohol widmete. Dann kam er aber zur Besinnung, kaufte sich ein Leinenhemd, drei Umlegekragen, einen Anzug, ein Paar Schuhe, ein kleines Häuschen mit dem dazu gehörigen Gemüsegarten und eine — Braut. Man sieht, er ist nicht unbescheiden geworden. Eine passende Braut zu finden, fiel dem Mann um so leichter, als seine Erbschaft annähernd dreimalhunderttausend Mark beträgt. . . .

*

* **Häuser aus Eisenplatten.** Ein Eisengießer in Yorkshire ist auf den Gedanken gekommen, Häuser aus Eisenplatten zu errichten und hat mit Versuchsbauten bereits begonnen. Außen werden die Platten mit Zement verkleidet, innen mit Mörtel verputzt. Das Gesundheitsministerium hat sich der Sache ebenfalls angenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.